Der Bursche tat es. „Nicht wahr, Vater, du wirst mich nicht verlassen?“

„Nein, Antonio! Halt dich nur fest!“

Der See schlummerte nun in vollkommener Ruhe, bewegungslos schien er in einem dunklen Schicksalstraum vertieft zu zu sein. Nichts war zu hören als die rhythmischen Stöße des Alten und das schwere Keuchen seiner Brust, das er nicht unterdrücken konnte. „Halt dich nur fest, mein Junge!“

Antonio antwortete nicht. Seine Arme umklammerten den Vater.

Stundenlang schwamm der Alte mit der kostbaren Bürde, die wie Eisen drückte.

Als der Tag graute, als die Sonne aufschwang wie eine glühende Schale, da war die Küste in greifbare Nähe gerückt, da wurde er von einem langen, lauten Schluchzen geschüttelt. „Madonna — Madonna!“ Er fühlte sich zu schwach. „Madonna, hilf mir, es ist doch mein Junge, der Antonio . . .“

Da kamen sie ihm entgegen, vierzehn Boote, im letzten noch rettenden Augenblick.

Das ist die Geschichte, die mir ein Eseltreiber erzählte. Und als er geendet hatte, die Flasche bis auf den letzten Tropfen vertilgt war, da mußte ich noch extra zwei Gläschen zahlen. Ich wollte dafür wissen, was aus Antonio geworden sei.

„Aus Antonio?“ antwortete er erschrocken. „Ja, habe ich denn das nicht erzählt?“

„Den Antonio, den mußten drei Mann mit größter Gewalt von Oreste lösen, so hatten sich seine Arme verkrampft. Der — lebte nicht mehr. Der war erfroren.“

„Ja, Herr, unsere Stürme sind oft rauh und kalt mitten im Hochsommer. Aber das Sonderbare liegt darin: hätte der Alte den Tod des Jungen gewußt, dann wäre er bestimmt auch zugrunde gegangen. So rettete der Tote den Lebenden.

Sieh einmal dorthin, Herr! Wenn du gute Augen hast, dann kannst du den Alten sehen. Dort bei den Klippen! Bei Mondenschein wirft er seine Netze aus. Bis heute hat er sich von jener Nacht noch nicht befreien können. Der See hat ihm den Kopf verhext. Er steigt in kein Boot mehr. Es würde ihn aber auch keiner mitnehmen.“

Die Ehrenbezeugung

Erlebnis von Georg Britting

An jenem Märztag 1918 — wer gesund und ein Mann war, und auch mancher Mann, der nicht gesund war, befand sich im Krieg (es waren aber auch Gesunde zu Haus, in der Heimat, aber das waren vielleicht doch keine rechten Männer) — lagen wir bei Bapaume, und es wollte nicht recht voran, wie es doch sollte, und wir lagen untätig als Bereitschaft in verlassenen, verfallenen Schützengräben herum, nicht mit gutem Gewissen wie die Jahre vorher, denn jetzt und hier hatte es doch „Angriff!“ und „Vorwärts!“ geheißen. An jenem Tag also hatte sich mit vielen anderen Soldaten, weißen und farbigen, auch ein englischer Motorradfahrer zu den Toten aufgemacht. Als wir ihn fanden, wies er alle Merkmale eines eben Gestorbenen auf. Wir hatten schon ein Auge dafür, zu erkennen, ob einer seit zwölf Stunden tot war oder seit sechsunddreißig.

Ich hatte da neben mir in dem ungedeckten Loch, zur Kompaniebefehlsstelle erhoben, einen Reiterleutnant liegen. Der war uns vor einigen Wochen erst zugeteilt worden, und er hatte sich freiwillig zu uns, zu einer Fußtruppe gemeldet. Wir lagen beide auf dem Rücken, die Beine angezogen, und sahen zum Himmel auf, der blau war, und freuten uns der Sonne, die uns noch beschien mit dünnem Schein. Bald würde es Abend sein. Die Kompanie war in den Gräben vor und hinter uns untergebracht und wartete. Und wir warteten, und Warten ist langweilig. So spielten die Leute Karten oder schrieben Feldpostbriefe oder erzählten sich Geschichten, und er, der ehemalige Reiter, erzählte mir — was sollte er schon erzählen? — nun eben Geschichten von Stallwachen und Pferden und langen Ritten da und dort. Was war der Mann traurig, daß der Krieg eine solche Wendung genommen hatte, seit langem schon, wie traf es ihn, daß nun Reiter, die nichts taugten, hinten, irgendwo hinten, Schnickschnack trieben und es Dienst nannten, und solche, die was taugten, gezwungen waren, aus dem Sattel zu steigen und zu Fuß sich umzutun!

Es war dem Mann über alle Maßen verdrießlich, daß es so gekommen war. Kopfschüttelnd sagte er es immer wieder. Er wurde ganz wehmütig, wenn er gar an die alten Ritter dachte, an ihre eisernen, mähneschüttelnden Schlachtreihen, und er fing an, mir von denen was vorzuschwärmen, des langen und des breiten, und konnte kein Ende finden.

Ritter, sagte er, gepanzerte Ritter, gibt es nicht mehr! Nein, sagte ich, gibt es nicht mehr! Solche Burschen, sagte er, hätte er gern einmal gesehen.

Wir duckten uns tiefer in das Loch und rührten uns nicht, weil gerade ein Flieger neugierig über uns kreiste, ein englischer, wir hörten es am Motorengebrumm, silbern blitzte er herab auf uns. Es war schon gegen Abend, das war die Fliegerzeit, wir kannten das.

Dann kam rasch die Dämmerung. Vor uns lag ein Hügel, den erklomm eine Straße, und wir machten uns auf aus unserem Loch, jetzt, in der Dämmerung, konnten wir das wagen und reckten die Arme und stampften mit den steifgewordenen Beinen und gingen langsam die Straße hügelan, feindzu, uns ein wenig umzusehen. Es war alles recht durcheinander damals, ein heilloser Wirrwarr. Wir wußten nicht, wie die feindliche Linie lief, es waren noch etliche eigene Truppen vor uns, wir waren nur Bereitschaft und hatten zu warten, bis wir irgendwo eingesetzt werden würden, und gestern hätten sie uns bald ein paar Essenträger geschnappt, die in der Dunkelheit über unsere Gräben hinweg bis zu einer englischen Grabenstückbesatzung gestolpert waren, um in übertriebener Nächstenliebe den Engländern, die doch mehr und besseres zu essen hatten als wir, eine Abendmahlzeit zu bringen.

Die Engländer hatten unfreundlich abgelehnt, ein wenig geschossen, nichts getroffen, nur einen Feldkessel durchlöchert, aus dem nun alles Flüssige auslief, und als der Kesselträger zurückkam, war nur noch ein kleines bißchen Fleischbrei in dem Blechgehäuse, weil eben das Flüssige sich davongemacht hatte, und das Flüssige war das meiste gewesen.

So stand's also damals an unserem Abschnitt, und wir gingen in der Dämmerung die Straße hügelan, vorsichtig spähend, mit dem Fuchsgefühl, Jäger zu sein und Gejagter, und der Weg wurde zu einem lehmigen Hohlweg, der uns aufnahm, mich und den Reiter. Der Weg machte eine Krümmung, ich blieb etwas zurück, brachte an meiner Wickelgamasche etwas in Ordnung — an einer Wickelgamasche ist immer etwas in Ordnung zu bringen —, folgte um die Biegung nach, und da sah ich meinen Begleiter im schwindenden Licht hochaufgerichtet halten, die Hand am Mützenschirm, als erweise er einem hohen Vorgesetzten die vorgeschriebene Ehrenbezeugung.

Nun, es war kein Vorgesetzter, dem er sie erwies, denn der da vor ihm lag, am Rand des Straßengrabens, lang ausgestreckt, war ein toter englischer Motorradfahrer, und neben ihm lag sein Rad. Der Tote war in Leder eingehüllt, vom Kopf bis zu den Füßen, nur vom Gesicht waren Augen und Nase und Mund frei, und er sah uns unverwandt an. So lag er da, in Leder gepanzert, eine lederne Sturmgaube über den Kopf gezogen, die Hände in großen, ledernen Stulphandschuhen. Wie ein Ritter sah der Tote aus, und neben ihm lag sein Pferd, lag sein Rad, metallisch blinkend, auch gepanzert — und ich verstand schon meinen Begleiter, der ein bißchen verträumt war und schwärmerischen Sinns und ein bißchen gefühlsübertrieben, und um ihm auszudrücken, daß er so unrecht nicht hatte, daß ich seine Meinung ein wenig teilte, seine Herzenswallung begriff, salutierte ich auch. Wenn ich allein gewesen wäre, hätte ich's nicht getan, wahrscheinlich nicht, sicher nicht.

Wir konnten doch nicht vor jedem Toten salutieren, da wären wir weit gekommen, aber an jenem Abend salutierten zwei deutsche Offiziere einem toten englischen Motorradfahrer, bloß, weil er einem gepanzerten Ritter glich.

Wir blieben vielleicht eine halbe Minute so stehen, ein bißchen erschüttert wohl und ein bißchen spielerisch, dann nahmen wir gleichzeitig und schnell die Hände von den Mützen, wir waren doch keine Komödianten, und nahmen dem Toten die Meldetasche vom Gürtel — ließ es ruhig geschehen und sah uns dabei unverwandt an — und schickten sie nach hinten, zum Stab, es konnte doch was Wichtiges drin zu finden sein, möglicherweise.

Warburger Warte

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr 49 — 25. Juni 1938 — 12. Jahrgang

„Hotel zu den Domspatzen“

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardicke, Leipzig C 1

Roman von Wolfgang Marken

1.

Die Domspatzen, der prächtige Chor, bestehend aus siebenundvierzig Schülern des Gymnasiums zu Heiligenberg im Alter von zehn bis achtzehn Jahren, Kinder und junge Männer, sind auf Luisenthal eingetroffen.

Herr von Autenaar, der Freund und Förderer der Domspatzen, hat dem Chor seinen stattlichen Besitz vermacht. Die Tochter war mit dem Domkantor Stephan Inniger wider seinen Willen die Ehe eingegangen, um nach zwei Jahren des Glücks die Augen zu schließen.

So waren nur zwei Erben da: der Domkantor Stephan Inniger als Schwiegersohn und Anselm von Autenaar, Mathematiklehrer am Gymnasium von Heiligenberg, der entfernt verwandt mit dem Verstorbenen war.

Beide erhielten Beträge von zwanzigtausend Mark und fünfzehntausend Mark.

Der ganze Besitz aber wurde das Erbe des Domspatzenchores, dem der selige Herr von Autenaar so oft ergriffen gelauscht hatte.

Und jetzt sind Ferien!

Die Domspatzen sind mit ihrem geliebten Meister und Freund, dem Domkantor, ausgezogen, um die Ferien auf Luisenthal zu verleben.

Mit ihnen zusammen kamen Zenzi, die Schwester des Domkantors, die ihm die Wirtschaft führte, Herr Anselm von Autenaar und seine Frau Broni.

Auch Frau Anna Kahr kam mit und begleitete ihren Sohn, der unter den Domspatzen der jüngsten einer war, denn er gehörte der Sexta des Gymnasiums in Heiligenberg an.

Ganz plötzlich ist sie in Heiligenberg aufgetaucht, die schöne Frau Anna, die an der Schwelle der Dreißig steht, und die Leute von Heiligenberg wissen nur, daß sie aus dem Wald kam, vom Erlbacherhof des Vaters,, zusammen mit dem kleinen Sohn. Sie ist Witwe, der Krieg nahm ihren Gatten.

Das ist alles, was sie über die schweigsame schöne Frau wissen.

Auch Stephan Inniger, dieser prächtige Kerl, groß und kraftvoll wie ein Baum, dieser Mann mit der Reife des Mannes und den Augen der Jugend, weiß nichts mehr über sie. Aber er freut sich, ist glücklich, daß sie mitgekommen ist.

Jetzt sitzt er mit ihr ausruhend in dem heimeligen Gastzimmer Luisenthals, das schon seit Jahren Sommerfrische ist und das die Leute in der Umgebung gern an Sonntagen besuchen als geschätztes Ausflugsziel.

Plötzlich kam der Bertl gestürmt, mit einem Tuch in der Hand und sagte erregt: „Mutterl . . . ich hab Küchendienst! Ich lern hier kochen! Die Frau Siebenstuhl hat's gesagt!“

Frau Anna fuhr ihm liebevoll über den braunen Schopf.

„Dann gib dir nur viel Müh!“

„O ja! Ich lern' tüchtig!“

Und wie der Blitz war er wieder davon.

„Ein lieber Bursche, der Bertl!“ sagte der Kantor nachdenklich. „Haben Sie noch nie daran gedacht, ihm wieder einen Vater zu geben?“

Frau Annas Gesicht wurde ernst und schwer.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein . . . das könnt ich Richard nicht antun! Ich hab ihn zu sehr geliebt. Da ist alles aus dem Herzen gegangen, was . . . man einem Mann geben könnt!“

„Ob Sie sich nicht irren, Frau Anna? Wir müssen mit den Lebenden leben . . .!“

„. . . und mit den Toten tot sein! So geht der Spruch, Herr Kantor! Man kann aber auch . . . mit den Toten leben! Im Herzen, wenn ihnen ein Denkmal errichtet ist.“

Der Kantor antwortete nicht gleich.

„Ich . . . habe auch einmal einen lieben Menschen von mir gehen lassen müssen! Meine Frau . . .!“ sagte er dann nachdenklich. „Ich habe sie nicht vergessen. Erst hielt mich die Verzweiflung der Trauer umfangen, aber . . . dann löste die Zeit barmherzig alles. Und es war gut so! Ich fand mich wieder im Leben zurecht. Das Lachen kam wieder. Ich erkannte, daß das Leben Rechte an uns hat, daß es uns Pflichten auferlegt. Aber . . . es gibt uns auch neues Glück, wenn wir stark genug sind . . . es zu fassen!“

„Ja! Aber . . . es ist ein Unterschied! Sie haben die geliebte Frau begraben! Ich . . . erhielt nur die bittere Nach-

richt: er ist gefallen. Und ... mir ist immer zumute, als müßte er wiederkommen, denn ich habe ihn nicht begraben! Er fiel neunzehnhundertsiebzehn. Aber ... seine vier Brüder sind ihm alle in den Tod gefolgt!"

„Fünf Söhne hat ein Vater hergegeben? Wer war das?"

„Ich will es Ihnen erzählen, Herr Kantor! Ich war Schwester in der Klinik des berühmten Professors von Kahr. Geheimrat war er sogar. Fünf Söhne hatte er! Und alle fünf Söhne ... mußten Ärzte werden, so bestimmte es Geheimrat von Kahr, die große Kapazität, der die großen Hirnoperationen durchgeführt hat. Und ... keiner der Söhne hatte Arzt werden wollen. Vielleicht bäumten sie sich dagegen, weil ... eben der Zwang da war. Vielleicht hätten sie sich gern zu diesem verantwortungsvollen Berufe bekannt, wenn nicht dieser selbstherrliche despotische Vater gewesen wäre, der alle Liebe seiner Söhne verscherzte. Und er hat ... alle fünf Söhne hergeben müssen! Nicht weit von hier wohnt er. In der Einsamkeit. Dort hat er sich verkrochen, denn er zerbrach an dem Schicksal. Nicht äußerlich, nein, er ist immer noch auf der Höhe, trotz seiner siebzig Jahre. Aber seelisch ist er zerbrochen! Nichts will er mehr wissen von der Welt, von seinem Beruf, ein armer kleiner unwirscher Bauerndoktor ist er geworden. Und das gefällt ihm gewiß auch kaum, aber ... er muß sicher etwas tun, wenn er nicht ... restlos zerbrechen will."

Tief erschüttert hatte Stephan Inniger zugehört.

„Barmherziger Gott! Fünf Söhne hergeben müssen! Und ... er weiß nicht, daß er einen Enkel hat?"

„Nein! Und er soll es nie wissen!"

Inniger sah sie an, als habe er sie nicht begriffen.

„Nicht wissen! Wollen Sie sich versündigen, Frau Anna?"

Sie wurde bleich bei seinen Worten, aber dann verhärteten sich ihre Züge.

„Ich will nicht, daß mein Sohn so ... unter seinem Großvater leidet ... wie seine fünf Söhne unter ihm gelitten haben."

„Er ist alt geworden, er ist durch bitteres Leid gegangen! Er hat niemand. Glauben Sie, daß sein Herz noch so hart ist?"

„Härter denn je! Oh, ich kenne ihn zu gut! Das ist kein Mensch, das ist ein ... Hirn. Ich werde nie den Weg finden! Und Sie bitte ich ... spielen Sie nicht Vorsehung! Es wäre unser Unglück! Glauben Sie mir! Er hat kein Herz!"

* * *

Der Tag verging wie eine Stunde. Die jungen Menschen, die Domspatzen, waren wie aufgelöst in ihrer Freude. Die Großen taten zwar erst sehr würdig und spielten sich auf wie Männer, aber das dauerte nicht lange, dann wurden auch sie zu lustigen Buben und tollten mit durch die Räume, tollten durch das Gut.

Und die wenigen Sommerfrischler, die als Gäste auf Luisenthal weilten, sie schlossen sich den Kindern an. Im Nu waren sie gut Freund mit den Buben.

Und mit dem Gesinde ging es nicht anders.

Siebenstuhl ging mit einem seltsamen Gesicht einher, Lachen und Rührung, Stolz und Freude waren zugleich im Ausdruck seiner Züge.

Er war froher denn je, denn ihm schien, als ob Frau Lonis Augen heller strahlten.

Die Buben griffen fleißig mit an.

Nein, die Therese, die in der Küche schaffte, die es allen angetan hatte in ihrer kraftvollen, schönen Erscheinung, sollte sich nicht mehr als sonst plagen.

Und über allem stand der Kantor ruhig und gemessen, sicher und abwägend, und doch von einer mitreißenden Lebendigkeit.

Seine Domspatzen gehorchten ihm freiwillig. Mit seinem unbedingten Gerechtigkeitswillen und seinem großen Verständnis für die Jugend hatte er sie restlos gewonnen, das ganze Vertrauen der Domspatzen gehörte ihm, und keiner wollte ihn enttäuschen, selbst der Adam Rießer nicht, der große Streber, der etwas hinterhältig war, selbst er nicht.

Als heute das Abendessen begann, erhob sich der Stephan nach dem Tischgebet und sagte zu den Jungen: „Ihr seid jetzt auf Wochen in Luisenthal. Ich habe die Verantwortung für euch übernommen. Ludwig und Peter unterstützen mich. Es wird so bleiben, daß Ludwig den Großen und Peter den Kleinen vorsteht. Und ihnen habt ihr zu gehorchen. Ich habe die Pflicht, euch gesund an Leib und Seele nach Heiligenberg zurückzubringen! Macht es mir nicht schwer! Ihr sollt fröhliche Wochen erleben. Ihr wißt, daß ich selber gern fröhlich mit euch bin. Aber haltet Zucht, selber Zucht, dann wird sie euch nicht schwer und ich habe Freude an euch ... wie bisher immer."

Wie strahlten die Augen der Kinder, der jungen Menschen auf, als ihr geliebter Lehrer so zu ihnen sprach.

Die Therese stand nicht weit von der Tafel und hatte die Hände gefaltet.

Ganz andächtig sah sie auf den Kantor.

„Und nun eins! Wir wollen heute unserer Wirtschaft, wenn ich sie so nennen soll, einen anderen Namen geben. Sie soll heißen: Hotel zu den Domspatzen!"

Da brach ein ungeheurer Jubel los. Da waren die Jungen nicht mehr zu halten. Ihre Zungen wurden lebendig und sie begannen zu schwatzen.

Bis der Kantor wieder die Hand hob.

„So soll es sein! Und ein Hotel ... nicht wahr, das wißt ihr doch alle ... in dem muß man sich besonders fein und anständig betragen. Zum Ausstollen ist die Welt außer dem Hause da. Im Hause will ich zwar fröhliche, aber wohlerzogene junge Menschen um mich sehen!"

Er erhob sein Glas. Die Sonnenstrahlen, die durchs Fenster brachen, die letzten Strahlen, brachen sich in dem Goldgelb des Weines.

„Herrn von Autenaar, unserem großen Gönner und unserem Freund ... zum Gedenken!"

Mit einem Zuge trank er es aus.

Er winkte der Therese, die mit dem Kruge sofort bei ihm war und das Glas aufs neue füllte.

„Und dieses Glas meinen lieben Domspatzen!"

Wie beschenkte Kinder saßen siebenundvierzig kleine und größere Sänger!

* * *

Sie kamen an diesem Abend in den beiden Schlafsälen des Pavillons nicht gleich zur Ruhe. Alle Eindrücke des Tages wurden eifrig durchgesprochen, jeder hatte besondere Wahrnehmungen gemacht, jeder wälzte Pläne eigener Art und fühlte das Bedürfnis, sie den Kameraden zu vermitteln.

Aber mitten hinein in ihr Schwelgen in kindlichen Zukunftsträumen kam ein kalter Wasserstrahl.

Und der Wasserstrahl hieß ... der Zwick, der Herr Anselm von Autenaar, der Mathematiklehrer.

Er hatte sich vorgenommen, sich ein wenig um die Domspatzen zu kümmern, damit sie nicht ganz verwilderten, und hatte sich zu einem Inspektionsgange aufgemacht.

Wie eine aufgescheuchte Herde stoben die Buben auseinander und suchten ihre Lager auf.

„Was macht ihr denn! Wollt ihr denn nicht schlafen! Das ist ja schön, wirklich sehr schön! Vor einer Stunde hat euch der Kantor ins Bett geschickt und jetzt hockt ihr immer noch beieinander!"

Keiner sagte ein Wort.

Mucksmäuschenstill war alles im Raume. Aber der Zach konnte ein Lachen nicht verbeißen, und die scharfen Augen des Herrn Anselm sahen das Lachen.

Streng fragte er, an Zachs Lager tretend: „Warum lachst du, Bub!"

„Jetzt lach ich nimmer, Herr Lehrer!" entgegnete der Zach gleichmütig. „Seien's in den Ferien net so arg mit uns Buben, Herr Lehrer."

„Wer bist denn du? Scheinst mir ja ein nettes Früchtchen zu sein!" schnaubte der Herr Anselm.

„Ich bin der Zach, der Zacharias Prazenmaier, Herr Lehrer. Mein Herr Vater ...!"

„Ich will nichts weiter hören! Aber ich kenn dich ja gar nicht! Bist du bei mir im Unterricht?"

„Na, Herr Lehrer, ich bin in der Sexta, und da haben wir den —" erschrocken verschluckte er den Zwick —, „da haben wir den Herrn Lehrer noch net!"

„Um dich werd ich mich besonders kümmern! Und damit ihr es alle wißt, so ganz ohne Unterricht lassen wir die Ferien nicht. Sonst vergeßt ihr alles! Jeden Tag von acht bis zehn Uhr ...!"

Da unterbrach ihn die Stimme des Kantors.

„Einen Augenblick, Herr von Autenaar!"

Herr Anselm fuhr blitzschnell herum, und diesen Augenblick benutzte der Zach und steckte Herrn Anselm so ein kleines Andenken, ein kleines Bierfässel, an einer Nadel befestigt, an den Rock.

Alles sah es und kicherte heimlich, als der „Zwick" jetzt vortrat und kühl sagte: „Was wünschen Sie, Herr Domkantor?"

Der Kantor wartete, bis Herr Anselm bei ihm stand, dann erst sagte er leise: „Wir können uns draußen aussprechen, Herr von Autenaar."

„Gut! Ich bin neugierig, was Sie mir zu sagen haben!"

Aber er folgte dem Kantor, der seinen Buben noch ein „Gute Nacht!" zurief.

* * *

Sie schritten wieder dem Schlößchen zu.

„Was wollten Sie mir denn sagen, Herr Domkantor?" fragte Herr Anselm spitz.

„Ich wollte Ihnen sagen, Herr von Autenaar, daß die Domspatzen nach Luisenthal gekommen sind, um Ferien zu halten, um sich zu erholen. Den Unterricht, den Sie freundlicherweise einschieben wollen, den kann ich nicht zulassen!"

„Herr Domkantor ...!" Herr Anselm blieb stehen und sah Stephan Inniger empört an.

„Ich kann ihn nicht zulassen! Die Eltern haben mir ihre Kinder in die Ferien mitgegeben, nichts anderes sollen sie, als sich erholen. Das bin ich den Eltern schuldig!"

„Herr Domkantor ..."

„Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Sie unterbreche. Glauben Sie nicht, daß ich Ihre Bedeutung als Lehrer unterschätze, ebensowenig die Fächer, die Sie lehren! Und verschiedene Herren des Kollegiums haben mir freimütig bestätigt, daß es einen logischeren, exakteren Lehrer der Mathematik nicht gibt. Und Sie, Herr von Autenaar, müßten wissen, daß ich meine Domspatzen immer und immer wieder anhalte, fleißig zu lernen, daß ich um des Gesangs willen nicht wünsche, daß auch nur irgendein Fach vernachlässigt wird. Das weiß auch der Herr Rektor. Aus dem Grunde sehe ich nicht ein, warum wir beide ... wenn wir auch grundverschieden sind, denn Sie lehren die Mathematik und ich den Gesang ... nicht verständnisvoll zusammenstehen könnten."

(Fortsetzung folgt).

Sturm auf dem Gardasee

Erzählung von Wilhelm Auffermann

Einst wurde einmal der Sommer so heiß, daß selbst die Krotta und Carpione, Forellen, die keinerlei Bedenken haben, ihre schwächeren Familienangehörigen zu verspeisen, in die Kühle größerer Tiefen gingen. Wochenlang war auch nicht das kleinste Fischchen zu fangen. Da vergaßen die Fischer ihre Vorsicht und wagten sich weiter hinaus als sonst. Mit dem Schein ihrer Pechfackeln lockten sie nachts die Fische. Ruderten in ihren kleinen Booten bis ans südliche Ende des Sees.

Und endlich drang eines Tages ein frischer Lufthauch von den Bergen. Die Natur atmete auf. Der See hatte das leuchtende Blau der Kornblume, geändert mit silbernen und goldenen Tönen der steilen Rocchetta.

Um Sonnenuntergang verschleierte sich der Himmel, wurde neblich, fast von milchiger Farbe. Auch der See verlor sich wieder farblos in den unbestimmten Dünsten der Ferne. Die wenigen daheimgebliebenen Männer versammelten sich mit den Frauen an der Mole, die Augen ängstlich auf das Wasser gerichtet. Sie lauschten, als würde irgendwo ein mächtiges Instrument gestimmt. Ein silberheller, seltsam melodischer Klang erfüllte die Bucht von Torbole. Der Name Torbole kommt von Turbulentum, das bedeutet Sturm.

„Hört ihr es?"

„Sturm!" flog es von Mund zu Mund. „Mein Gott, wenn sie nur schon kämen!"

Es sah aus, als würde plötzlich ein Vorhang in die Höhe gezogen. Pechschwarz wurde der Horizont.

Und sie kamen. Sie erschienen wie Glühwürmchen. Leuchtende, langsam anwachsende Pünktchen in einer Reihe. Strebten eilig der Mole zu.

„Sind es alle?"

„Nein, vierzehn."

„Vielleicht ist eines noch mehr hinten! Zählen wir nochmals!"

Die Ruderschläge wurden schon hörbar, aber es waren und blieben nur vierzehn Boote, die heimkehrten.

„Wer mag noch draußen sein?"

Es war Antonio, Orestes einziger Sohn. Und während die Frauen ihre Männer, die Kinder ihre Väter mit Lachen empfingen, zog Oreste auf der breitbauchigen Trabaki die Segel hoch. Da verstummte die Freude der anderen. Stillschweigend halfen die Männer, wie schuldbewußt, obwohl sie Antonio gesucht hatten und ihn schließlich schon heimgekehrt meinten.

Das Wasser kräuselte sich wieder. Wie Schmetterlingsflügel legten sich die roten Segel aus. So zog der Alte in den See, dem Sturm entgegen.

Und der Sturm kam. Riß ihm das Großsegel über Bord, zerfetzte das Treibsegel. Brennendes Pech der Fackel flog ihm an den Schädel. „Antooonioooo! — Aan-too-nioooo!" Wie ein Messer schnitt die schwere Trabaki durch die aufgepeitschten wilden Fluten.

Das Schlagen der gepeitschten Wellen wuchs zum Getöse an, phantastisch erhellte der sprühende Gischt die Dunkelheit. Aber der Alte ließ das Steuer nicht locker. Die Fackel erlosch. Sein Rufen dehnte sich zu einem anhaltenden Schrei, ein Schmerzenslaut aus tiefster Not, der ungehört im Jaulen des Sturmes ertrank. In sich zusammengesunken, so daß der Kopf fast seine Knie berührte, kauerte er und starrte in die undurchdringliche Nacht.

Schaum stand ihm vorm Munde, die Augen traten weit aus den Höhlen, die weißen Haare klebten an der Stirn. Die Adern am Halse waren fingerdick geschwollen, das Gesicht blau wie bei einem Strangulierten: „Antoo-nioooo! — Madonna mia!! — Antoo-nioooo!"

Und da fand er Antonio.

Auf der Höhe einer anrollenden Woge tauchte er auf. Verschwand wieder.

„Antoo-nioooo!"

Kam nochmals hoch.

In rasender Eile ergriff der Alte ein Seil, band das eine Ende um die Brust, das andere um den Mast — und sprang ins Wasser. Nahm ihn um seinen Arm, umstrickte ihn, preßte ihn an sich. Da riß das Seil.

„Vater — bist du es?"

Der Alte konnte nicht antworten, aber er ließ nicht locker.

„Vater, laß nur, es geht schon noch!"

„Daß ich nur bei dir bin!" stöhnte der Alte.

Der Sturm erstarb, als hätte die Natur Erbarmen. Trotzdem peitschte noch Wasser in Augen und Mund, würgte ihnen die Kehle zu. Doch allmählich beruhigte sich auch der See. Nur die Kälte fraß sich beißend wie Feuer in die Glieder der beiden Schwimmenden.

Stundenlang kämpften sie um ihr Leben. Versuchten die Küste zu erreichen. Trieben im Kreise.

Erst um drei Uhr morgens trat der Mond aus dem Gewölk und weitete die Sicht. Da sahen sie sich mitten auf dem See, zwischen Limone und Malcesine. Der Alte begann zu wimmern, weinte vor Schwäche, aus körperlicher Not. Würde nicht mehr lange durchhalten können. Wühlte aber weiter, um dem Jungen Mut zu machen. Ruderte mit den Händen wie besessen.

Seine Vorstellungen verwirrten sich, er fühlte sich fallen, sinken, konnte die Arme nicht mehr bewegen, da riß ihn Antonio wieder ins Bewußtsein zurück: „Schnell — ich — kann nicht mehr — ertrinke —"

Drei Tempi, und der Alte war bei ihm, faßte ihn. — Aushalten, Antonio! Schling' deine Arme um meine Brust!"